



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

-o-W. : Aus der Kaiserstadt.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

der Wahn genommen werden, als könnten sie innerhalb ihrer engen Mauern mit wenigen Unkosten vollständige Anstalten für den classischen Unterricht erhalten, wie sie bis jetzt glaubten erreichen zu können, indem sie eine religiöse Corporation oder Bruderschaft dafür anstellten. Wie man schon angefangen hat, müssen so viel als möglich gute Elementar- und Realschulen eröffnet werden, damit der größere Theil der Jugend sich dem Handel, der Industrie, den Geschäften zuwende, in einem Worte, dem Gewerbefleiß, der die Seele des heutigen Lebens ist. Aber diejenigen, bei welchen das Glück und die Natur die Bedingungen vereinigen, die zum Fortschritte in den Studien nothwendig sind, müssen das Wissen in den großen Städten aufsuchen und sich überzeugen, daß nur tüchtige Lehrer tüchtige Schüler bilden, und der tüchtigen Lehrer nicht so viele sind, um in jeder kleinen Stadt ein Gymnasium einrichten zu können. Daraus folgt, daß mit der Verbesserung des Unterrichts eine ökonomische Umwälzung sich verknüpfen wird, gewissermaßen eine neue Art zu leben und zu denken, welche, wie wir hoffen, schnell vor sich gehen wird, aber nicht unmittelbar geschehen kann. Die Schulen können und müssen sie beschleunigen, aber sie können sie nicht allein hervorgerufen, denn auch sie sind wie jedes andere Ding in der Welt von der Atmosphäre abhängig, die sie umgibt. Mit der Zunahme der Bildung werden Privatleiß und Reichthum wachsen; aber mit der Entwicklung des Reichthums wird auch die Bildung zunehmen, und die eine mit der andern verbunden werden diese wunderbare Stadt zum drittenmal zu ihrer Größe erheben; eine Größe, welche die einmüthigen Wünsche der ganzen Nation herbeisehnten, als diese, seit den ersten Tagen ihrer Wiederherstellung und als das Schicksal Italiens noch unbestimmt war, mit prophetischem Glauben Rom zu seiner Hauptstadt erkor.

Brioschi.

Rom 12. Dec. 1870.

Rath für den öffentlichen Unterricht  
bei der Statthalterschaft.

## Mus der Kaiserstadt.

Berlin, den 8. Mai 1871.

Kommt ein Fremder aus dem Reich nach der jungen Kaiserstadt und bewegt er sich nur ein wenig in literarischen und politischen Circeln, so wird er einem ebenso allgemeinen als großen und nachhaltigen Lamento begegnen, das sich in dem einen, unisono vorgetragenen Rufe zuspitzt: „Uns fehlt eine

große Zeitung!" Da soll die Kreuzzeitung zu exclusiv sein, die Norddeutsche Allgemeine zu barsch, die Nationalzeitung zu mohngetränkt, die Vossische zu annoncenreich, die Spener'sche zu abgeblaßt, die Volkszeitung zu freskenhaft, die Post zu Chamäleonsartig, der Staatsbürger zu rabulistisch und Börsenzeitung wie Börsencourier zu sehr mit jenem Geldparfum behaftet, von dem nur ein römischer Schnupfenkranker sein „non olet“ behaupten und auf die Nachwelt bringen konnte.

Und in der That fehlt es in Berlin an Organen der öffentlichen Meinung nach großem Schnitt, wie Wien deren mehrere hervorgebracht und wie der preußische Staat sie nur in Köln, fast einem Grenzorte, sein eigen zu nennen vermag. Allgemein ist die Klage über die Unzulänglichkeit der Berliner Presse, der es doch, weiß Gott, nicht an Talenten und geistigen Hilfsmitteln mangelt, bei deren Besitzern aber ein Geist jener Sparsamkeit noch heute vorzuwalten scheint, die mit Akauserei mindestens Geschwisterkind ist.

Mit Ausnahme der Kreuzzeitung, die von ihrem Standpunkte aus vortrefflich redigirt ist, und der Nordd. Allg. Zeitung, die wegen ihrer Beziehungen zum Reichskanzler und durch die geistvolle Feder ihres Chefredacteurs stets eines großen Leserkreises sicher ist, fehlt den übrigen Journalen überall der gewaltige Ruck und Zug, der einem solchen Unternehmen erst lebensvolles Pulsiren verleiht, und wenn wir Berliner Blätter selbst nur mit den Breslauer Zeitungen, also mit Provinzorganen, vergleichen, so wird jeder Unbefangene eingestehen, daß in den Letzteren zwanzigmal mehr Leben und Bewegung, geistige Regsamkeit und literarische Mannigfaltigkeit steckt, als in der gesammten Presse der neuen Reichshauptstadt.

Die Nationalzeitung — sagt der Berliner — erstickt gewissermaßen in ihrem eigenen Fette. Mehr als zwölf Redacteurs, meist erbeingefessen in ihren Redactionsstühlen, arbeiten rüstig mit Scheere und Rothstift, um alles Originale für den Premier-Berlin übrig zu lassen, der deshalb sehr häufig von einer Alles umschlingenden Länge und dadurch von wenig Ausgewählten nur gelesen wird. Aehnlich ergeht es der Vossischen Zeitung, die noch dazu an ihrem Formate krankt, das allein hinreicht, sie jeglichen Einflusses außerhalb des Berliner Weichbildes zu berauben. Freilich geht man ernstlich mit der Absicht um, mit Beginn des Winters hier eine großartige Reform eintreten zu lassen. Die Vossische will zum October ihren kleinen Käfig sprengen und sich einen eleganteren Behälter anschaffen, der ihr ein würdigeres und weltbedeutenderes Ansehen geben soll. Aber die Aenderung des Formats, selbst eine Verbesserung des grauen Löschpapiers mit inbegriffen, thuts nicht allein. Und doch bleibt eine derartige Umwandlung ein sehr gewagtes Stück; denn als vor Jahren „Onkel Spener“, der jetzt fast schon zu seinen Vätern versammelte Zwillingbruder „der Tante“, die gleiche kühne Reform an sich

vollzog, da mußte er sofort solch waghalsiges Unterfangen mit einem Verlust von 5000 Abonnenten büßen, ein Blutverlust, den manche schwächere Zeitungs-Constitution kaum ausgehalten haben würde.

Also die Unzufriedenheit der Berliner ist allgemein. Wann wäre sie das auch nicht gewesen? Der fordert bessere Kammerberichte, Jener zahlreichere Telegramme, Dieser kürzere Leitartikel, Der bessere Informationen, Dieser mannichfaltigere Feuilletons aus aller Herren Länder, Jener eigenartigere Original-Correspondenzen . . . kurz des Wünschens ist kein Ende und ich kenne manchen Ehrenmann, der bereit wäre, seine zwanzigtausend Thaler auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen, wenn sich nicht immer zur rechten Stunde ein warnender Eckhard fände, der actenmäßig nachwiese, daß alle diese verschiedenen Wünsche ohne ein Capital von mehreren Hunderttausenden eitel Chimäre bleiben müssen und daß es geradezu hieße, Jemanden um sein gutes Geld bringen, wollte man mit so unzureichenden Mitteln ein Unternehmen beginnen, das noch elender enden müßte, als weiland die Berliner Allgemeine Zeitung, die doch ein „großes Blatt“ hatte werden sollen. Allen den Unzufriedenen schweben stündlich die Leistungen der Wiener beiden „Pressen“ und der „Kölnischen Zeitung“ vor und Vielen vielleicht auch die goldenen Kälber, deren Einschlachtung diese Blätter ihren Besitzern gestatten . . . aber für die Opfer, welche dergleichen Unternehmungen erheischen, hat keiner der Malcontenten auch nur im Entferntesten ein Verständniß.

Da wird es die Herren gewiß angenehm berühren, zu erfahren, daß es allerdings im Werke ist, ihnen eine große Zeitung nach Berlin zu schrotten — ich kenne keinen andern Ausdruck für das Beginnen, von dem ich sprechen will. Es ist die „neue freie Presse,“ jetzt im Besitze einiger großen Banken und Actien-Gesellschaften, welche beabsichtigt, wie es heißt, in Berlin eine Filiale zu errichten. Paul Lindau, der Herausgeber der „Briefe eines deutschen Kleinstädters“, war anfänglich dazu ausersehen, Pathenstelle bei der deutschen Ausgabe jenes österreichischen Organes zu vertreten. Aber Lindau hat, scheint es, ein Haar in der Politik gefunden und so zog er eine trefflich fundirte Anstellung im „Bazar“ vor, da es ihm angenehmer dünken mochte, den tausendundein Capricen der Damenwelt, als den Wind- und Wellenbewegungen der politischen Schlangenlinien gerecht zu werden. Ich denke mir, daß die Wiener Unternehmer — in deren Geheimniß ich schlechterdings nicht bin — ein besonderes Interesse daran haben, — nicht Berlin mit einer guten Zeitung zu versehen — sondern ihre eigenen Geschäfte hier im Norden mit Nachdruck durch ein einflußreiches Organ vertreten und betreiben zu lassen. Für Wiener, oder Leute, die Wiener Verhältnisse gewohnt sind, mag es kaum ein Geheimniß sein, wie hoch im Allgemeinen die Vertretung finanzieller Interessen durch die Presse zu stehen kommt, und so dürften die Inhaber der

„neuen freien Presse“ schließlich noch ein gutes Geschäft machen, wenn sie ihre Redaktionsweise, ihre Verbindungen, ihre Principien oder wenn man will, ihre Principienlosigkeit, gleichzeitig in Wien und in Berlin ausbeuten, da namentlich der in vieler Beziehung noch fast jungfräuliche Boden der letzteren Stadt einem gewandten Finanz-Geologen noch manch lockendes Schürfgut in Aussicht stellen mag.

Während so Berlin Aussicht hat, an geistiger Beweglichkeit durch solch neues publicistisches Unternehmen zu gewinnen, haben wir den Verlust zweier anderer, wenn auch kleinerer Organe der Tagespresse zu beklagen, die, beide den extremsten Richtungen angehörend, dennoch höchst interessant waren um den Chorus vollzählig zu machen. Ich spreche von der Zukunft und vom Socialdemokraten.

Die Zukunft rangirte unter den „anständigen“ Blätter und war trotz ihrer Abonnentenlosigkeit ein vielfach beachtetes Journal. Ihr Chefredacteur, Guido Weiß, schlug eine vorzügliche Klinge in jeder Polemik und wer nicht Alles ernst zu nehmen brauchte, was Weiß sagte, wer nicht eingepfarrt war in die kleine freie Gemeinde der Jacobyten, konnte sich durch die Lectüre der Zukunft manche genussreiche Stunde verschaffen. Freilich für den, der zur Fahne geschworen, für den war der Spaß zu Ende und da hörte denn auch das Vergnügen auf. Unser demokratischer Wandelprediger, Sonnemann, der Missionär gegen die Ruhmesseuche, die unter der Berliner Demokratie sogar ihre Opfer zu fordern beginnt, schlug neulich in einer demokratischen Wanderversammlung eine Nationalsubscription für eine neue „Zukunft“ vor . . . aber das bisher erzielte Resultat ist nicht eben ermutigend. Sonnemanns Griff an den Geldbeutel der Gesinnungsgenossen scheint wenig nachhaltig gewesen zu sein und wie bei den menschlichen Lebensjahren, gilt hier das Wort König Davids: „wenn es hoch kommt, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!“

Der Socialdemokrat war von anderem, grobkörnigerem Schlage, als sein demokratischer Sterbegenosß. Hier fand der Inhalt sämtlicher Schimpf-lexica der deutschen Sprache seine vollständigste Ausnutzung und ich zweifle nicht, daß Redacteurs und Mitarbeiter zuweilen eine zinslose Anleihe bei irgend einem Höcker- oder Markthallenweibe riskirten, um nur immer die rechten Farbentöne aufsetzen, die rechten Drücker loslassen zu können. „Töcke's Stock,“ des „Helden lobebaere,“ spielte in fast jeder Nummer eine beinahe mythische Hauptrolle und das „anathema sit“ der 84 Sätze des Syllabus gelangte in hundertfacher Verdeutschung hier regelmäßig zum Verbrauch. Der große Inspirator des Socialdemokraten, der mit dem Aushängeschild „Rassalle's selige Erben“ firmirende Dr. J. B. von Schweitzer, ist nun müde geworden „Geld, Zeit und Gesundheit“ für eine Sache nutzlos zum

Opfer zu bringen, die ihm wahrscheinlich jetzt weniger lebensfähig erscheint, denn je zuvor. Der Pariser Commune müßte eigentlich von der gesammten Capital- und Couponsbesitzenden Bourgeoisie Europas eine erzene Denk- und Danksäule errichtet werden, denn sie allein hat den Selbstmord an jener socialistischen Partei vollzogen, deren vor Jahresfrist noch von dem umsichtigen Politiker für die Zukunft nicht ohne manche Fährlichkeits-Besorgniß gedacht wurde.

Herr J. B. von Schweizer hat sich dafür, nachdem er dem Socialismus und der Demokratie Valet gegeben, der dramatischen Literatur in die stets geöffneten Arme geworfen und so wurde denn schon nach 4 Wochen das zweite seiner theatralischen Kinder hier auf die Bühne gebracht. Ich gestehe offen, daß ich Nr. I „Canossa“ nicht kenne, aber über Nr. II „Drei Staatsverbrecher,“ ein Drama, welches der Verfasser als Intriguenstück bezeichnet, kann ich nach eigenem Hören und Sehen urtheilen. Gern will ich offen sein und bekennen, daß ich in diesem Stück Anderes und Besseres gefunden, als ich erwartet. Da die Intrigue sich unter Ludwig XVI. entwickelt, so nahm meine vorausschaffende Phantasie das Personenverzeichnis des Theaterzettels an der unvermeidlichen Littfassäule für ein einladendes Präludium zu einem Scheuel- und Greueldrama aus der französischen Sturm- und Drangperiode. Die große Revolution, so dachte ich, wird ihre grellen Fanale über Helden und Heldinnen leuchten lassen und der ewige Gegensatz zwischen Hoch und Nieder, Arm und Reich, Capital und Arbeit wird in wilder Alfresco-Manier der Nachhilfe bedürftigen Einbildungskraft der Massen vor die Augen geführt werden, um dieselben für eine bestimmte Tendenz zu electrifiziren. Aber weit gefehlt! Wie ein Schwalbennest an einem Palast, so ist hier eine kleine Liebesintrigue an die vielbewegte Zeit angeklebt, welche der Revolution vorherging und die Figuren des Stückes erweisen sich durchgängig als directe Nachkommen jener Bühnenmenschen, welche uns durch Scribe und die Birchpfeiffer zu alten, längst lieb und vertraut gewordenen Bekannten geworden sind. Da ist dasselbe unglaublich naive, trostige und dabei verschmitzte junge Mädchen, das von jeher alle Intriguen einsädelte und nie um einen Ausweg verlegen ist, wenn es gilt, sich durch eine Nothlüge aus der selbstgelegten Schlinge zu ziehen; da ist derselbe alte Marquis, der im sechsundssechzigsten Jahre noch nicht der Koketterie mit den Gaben Amors zu entsagen vermochte, derselbe Heldenvater, der zwanzig Mal sein „Niemals“ ausruft, wenn es der Vermählung seiner Tochter mit einem nicht gebilligten Freier gilt und der es doch zum 21. Male con grazia unweigerlich zurückzieht, da sind . . . aber wozu sie noch aufzählen, die bewährten Ingredienzien solch eines packenden, überall seines Erfolgs gewissen Schauspiels, in dem zum Schluß natürlich „Alle sich kriegen!“ Herrn Schweizer war es ersichtlich nur um

wohlfeile Lorbeeren zu thun und wenn seine Freunde von einem „glänzenden Erfolge“ sprechen, hat Niemand das Recht, sie Lügen zu strafen, denn das Stück hat dem Publikum, für das es augenscheinlich bestimmt ist, allen Ernstes gefallen, und wenn Herrn Schweizers Grafen, Herzöge, Marquis und Vicomtesse auch sprachlich auf einem viel niedriger bemessenen gesellschaftlichen Niveau stehen, so ist doch das eben keine Eigenschaft, die von seinen Zuhörern unweigerlich erheischt und als wesentlich gefordert wird.

Nicht ohne die Erwartung eines Zusammenstoßes feindlicher Gegensätze innerhalb oder außerhalb der Bühne war ich nach dem Bellealliance-Theater hinausgestolpert — aber Alles sollte sich so fröhlich und friedlich auflösen, wie es für die eminent friedliche Zeit sich geziemt, in der wir jetzt leben.

— o — W.

## Die deutsche Reichspost.

Wie die antike Welt mit ihrer auf Vernichtung der Individualität gerichteten Staatsstendenz ohne jene Einrichtung der Posten war, welche wir jetzt als eine der herrlichsten Blüten des nationalen Gemeinwesens nicht minder, wie der völkerverbindenden Civilisation rühmen hören, so entbehrte auch das Mittelalter Jahrhunderte hindurch dieses wichtigen Culturelements. Als nach dem Vertrage von Verdun (843) das deutsche Reich von der Karolingischen Monarchie sich abzweigte, waren zwar spärliche Keime von Postanlagen in den Boten-Anstalten vorhanden, welche das organisatorische Genie Karls des Großen zur Verbindung der einzelnen Gebiete seines weiten Reichs geschaffen hatte. Diese Keime entbehrten aber der Kraft, sich lebendig zu entwickeln, weil das politische und geistige Leben der deutschen Stämme unter dem Drucke der Feudalverfassung und dem nicht minder zusammenschnürenden Einflusse der Hierarchie und Scholastik fast zur Lethargie herabgesunken war. Bei der Schwierigkeit der Communication fehlte jener breite und gewaltige Verkehrsstrom, welcher recht eigentlich die Signatur der neueren Zeitepoche bildet, gänzlich. In der Abgeschlossenheit seiner Zünfte, die jede freie Bewegung auf gewerblichem Gebiete verhinderte, in der den Kasteiungen des Körpers geweihten, dem Leben abgewandten Einsamkeit der Klöster, unter den Gewaltthätigkeiten seiner Zwingherrn, die von ihren Burgen aus die Sicherheit des öffentlichen Rechtszustandes vernichteten, fristete das Volk ein Dasein, dessen gesammter idealer Inhalt fast ausschließlich in dem Glauben an kaum begriffene Religionsdogmen bestand.

Langer Zeit bedurfte es, bis sich in den Städten allmählig jene kleinen